

Die Stadt als städtisch-theatrale Versuchsanordnung: Wie wollen wir in Zukunft leben und welche Stadt brauchen wir dafür?

Isabel Finkenberger

Das zweijährige Projekt Die Stadt von der anderen Seite sehen (Stadt sehen) des Schauspiel Köln bewegte sich an der Schnittstelle von Theater, künstlerischer Praxis und Stadtentwicklung. Es war sowohl ein Pilotprojekt der Nationalen Stadtentwicklungspolitik des Bundes als auch ein Kunstprojekt – gefördert durch die Kunststiftung und das Land Nordrhein-Westfalen sowie die Stadt Köln. Die Schnittstelle von Stadtentwicklung und Theater spiegelte sich nicht nur in der Leitung wider, in der ich als Stadtplanerin mit der Theaterregisseurin Eva-Maria Baumeister zusammenarbeitete, sondern auch in der Projektentstehung: Stadt sehen wurde vom Schauspiel Köln gemeinsam mit der Sozialraumkoordination Mülheim-Nord und Keupstraße entwickelt.

Zusammengekommen waren wir durch den Auszug des Schauspiels aus der Kölner Innenstadt. Das Opern- und Schauspielensemble am Offenbachplatz, in dem wir uns befanden, musste saniert werden. Da die Umbaumaßnahmen mindestens fünf Jahre dauern sollten, wurde nach einer Interimspielstätte gesucht, die wir auf der anderen Seite des Rheins im Stadtteil Mülheim

fanden. Im Gegensatz zur shoppingdominierten Innenstadt gibt es an diesem Ort eine gelebte Nachbarschaft mit ihren entsprechenden Themen. Der Stadtteil ist sehr heterogen, multikulturell und mit lokalen und translokalen Thematiken behaftet. Eine große Qualität des Stadtteils ist der Rhein; Verkehr und Mobilität spielen eine wesentliche Rolle. Traurige Berühmtheit erlangte Mülheim in seiner jüngeren Geschichte durch das Nagelbomben-Attentat des Nationalsozialistischen Untergrundes (NSU) in der Keupstraße, das nun über zehn Jahre zurückliegt aber dessen juristische Prozesse nach wie vor andauern.

Einst eine selbstständige, protestantisch geprägte Stadt mit eigener Identität, ist Mülheim inzwischen ein Vorort von Köln, in dem sich Geschichte und Sozialstruktur auch im Charakter der Bebauung ablesen lassen. Mit der aufkommenden Industrialisierung und dem damit einhergehenden Stadtwachstum wurde das Kölner Stadtgebiet in den 1920er Jahren so eng, dass eine Reihe von Eingemeindungen notwendig wurde. Um die anderen Städte, aber auch den neuen Stadtteil Mülheim und das dort rasant wachsende Kabel- und Drahtwerk von Felten & Guilleaume – das Carlswerk – besser an die Innenstadt von Köln anzubinden, wurde mit dem Eingemeindungsvertrag der Bau der Mülheimer Brücke beschlossen, die durch ihre Gestalt und Lage die historische Innenstadt von Mülheim am Rhein und damit einen Großteil der Identität der Stadt noch vor dem Zweiten Weltkrieg zerstörte. Heute, nach dem Niedergang der produzierenden Industrien und mit dem Brachliegen großer Flächen in und um Mülheim bietet der Stadtteil ein großes Transformationspotenzial und erlebt derzeit Entwicklungen, die ihn künftig komplett verändern werden.

Die zentrale Frage unseres Projektes, die nicht nur uns, sondern viele Stadtakteur*innen und -bewohner*innen beschäftigt, war: Wie wollen wir in Zukunft leben und welche Stadt brauchen wir dafür? Wir erforschten, was ein Stadttheater zu dieser Fragestellung beitragen kann. Wir starteten mit einer offenen Struktur, deren Inhalte und Ergebnisse sich aus dem laufenden Prozess und gemeinsam mit den beteiligten Akteur*innen entwickelten. Das

bedeutete zunächst, sich mit vielen Menschen zu unterhalten um herauszufinden, was für sie wichtige Themen sind. Wir gingen also bei Stadt sehen nicht vom Theater aus, sondern vom Stadtteil und seinen Bewohner*innen. In Planer*innen-Sprache formuliert arbeiteten wir mit bottom-up-Fragestellungen und -Themen.↵ Dabei befanden wir uns in einem Spannungsfeld mit der klassischen Stadtentwicklung, die ihre eigenen Methoden und gesamtstädtischen Ideen für den Stadtteil innerhalb der wachsenden Großstadt Köln hat.

Nach einem halben Jahr Vorbereitung mit vielen Recherchen, Ortsbegehungen, Einzelgesprächen und thematischen Salons starteten wir im März 2016 mit einem großen Aufbruch in die Zukunft – unserer ersten Theatralen Konferenz [1]. In zehn unterschiedlichen Workshops mit Künstler*innen, Planer*innen, (lokalen) Expert*innen und vielen interessierten Teilnehmenden machten wir uns vom Theater aus auf den Weg, Mülheim zu erkunden [2]. Wir schauten, welche Wünsche vor Ort bestehen und wie wir die Zukunft daraus gestalten können. Die einzelnen Workshops suchten nach Mülheimer Identitäten, Zukunftsszenarien, nach Nachbarschaften, öffentlichen Räumen und

[1]



↳ **Teresa Ruhstaller:** Oder in der Sprache der Sozialen Arbeit: man geht von den Bedürfnissen der Bewohner*innen aus und erarbeitet das Projekt partizipativ. Zum Beispiel im Sinne der *Soziokulturellen Animation* (Schweiz), die sich gesellschaftlicher Ungleichheit und Ungerechtigkeit zuwendet und Menschen beziehungsweise Gruppen bei der Einforderung ihrer Bedürfnisse unterstützt und ermächtigt. Mit dem Ziel, dass alle Menschen die Chance auf ein gelingendes (Zusammen-)Leben haben,

orientiert sie sich an den Prinzipien der Menschenrechte und der sozialen Gerechtigkeit. Die gesellschaftliche Aufgabe der Soziokulturellen Animation ist die Förderung des demokratischen, zwischenmenschlichen Zusammenhalts.

Dazu existieren verschiedene Haltungen und Methoden, besonders passend im Kontext des Beitrages ist die *Sozialraumorientierung* beziehungsweise die *reflexive räumliche Haltung* (Kessl, Reutlinger 2010): Es geht um



2

Mülheimer Tönen, nach Ritualen, geheimen Orten und Geschichten. Nach einem arbeitsreichen und sehr produktiven Tag kehrten alle ins Theater zurück, um sich die Ergebnisse der einzelnen Workshops gegenseitig zu präsentieren. Nicht nur das Engagement der Teilnehmenden an dem Tag, sondern auch die vielen Rückmeldungen hatten entscheidenden Einfluss auf die weitere Projektstruktur. Insbesondere erarbeiteten wir ein neues Format der »Komplizenschaften«¹, in dem sich Künstler*innen mit lokalen Akteur*innen und Bewohner*innen verbündeten, um über eineinhalb Jahre gemeinsam ein künstlerisches Projekt zu entwickeln. Die Theatrale Konferenz zeigte uns aber auch, dass wir eine direktere Präsenz im Stadtteil brauchten, um sichtbar zu sein und wirklich wirksam werden zu können. Dies realisierten wir in Form einer Bauwagen-Dependance, die auf dem Festplatz unter der Mülheimer Brücke ihren ersten Standort fand und im Laufe des Projektes immer

1 In Anlehnung an Ziemer, Gesa (2013): Komplizenschaft. Neue Perspektiven auf Kollektivität, Bielefeld: transcript.

die Notwendigkeit vorherrschende Machtverhältnisse zu reflektieren, sich zu positionieren und die eigene (soziale) Arbeit zu kontextualisieren. Angestrebt wird die Kenntnis über die Raumverständnisse aller Beteiligten sowie die Aspekte, die dadurch ausgeblendet werden.

Die anzuwendenden Methoden müssen je nach Situation gewählt und angepasst werden. Ziel ist die Eröffnung oder Erweiterung der Handlungsoptionen für die Menschen vor Ort und besonders jene, die ihnen bisher nicht zur Verfügung gestanden haben.

Außerdem möchte ich an dieser Stelle auf Maria Lüttringhaus' *Stufenmodell der Partizipation* verweisen (Lüttringhaus 2000).

wieder umzog. Die Dependance selbst war Infopoint, Treffpunkt und Präsentationsort von Recherchen und Zwischenergebnissen der beteiligten Künstler*innen.

Charakteristisch für unsere kuratorische Arbeitsweise und unser Interesse waren Themen, die künstlerische und theatrale Praxis, Stadtentwicklungsfragen und die lokale Bevölkerung miteinander verbanden: Wir untersuchten Mülheim auf ganz verschiedenen Ebenen und in unterschiedlichen Maßstäben. Wir schauten uns sehr genau Orte an, an denen wir unterschiedliche, großartige Situationen vorfanden. Wir beschäftigten uns mit dem öffentlichen Raum, mit Mobilität und mit der Frage, wer diesen öffentlichen Raum wie nutzt. Wir recherchierten mit Hilfe künstlerischer Formate und setzten uns mit den Geschichten der Menschen und mit Atmosphären auseinander. Dabei waren wir grundsätzlich offen für Neues: neue Ideen, Themen, Beteiligte und Formate. Und genau das ist es, was Stadt sehen ausmachte. Zusätzlich zu den von uns angesprochenen Künstler*innen und lokalen Akteur*innen suchten wir zum Beispiel in einem Open Call nach kleinen Projekten, die sich dezidiert mit dem Thema »Die andere Seite« auseinandersetzten. Ein Gewinnerprojekt war die Mülheimer Zukunftskiste von Dana Kurz, Nikolaus Hillebrand, Kyne Uhlig und Ulrike Rhode. In diesem Projekt entstand ein Trick-film aus Images, die in mehreren partizipativen Workshops mit unterschiedlichen Beteiligten und anhand des konkreten Kontextes mögliche Zukünfte entwarfen.

Die Komplizenschaft Vor-Ort des Theaterkollektivs subbotnik arbeitete wiederum ganz anders mit den vorgefundenen Situationen. In unserer zweiten Theatralen Konferenz im Oktober 2016 probten sie ihre Bilder-Oper Die Trompeten von Jericho mit einem eigens hierfür gegründeten Bürger*innen-orchester öffentlich unter der Mülheimer Brücke und konfrontierten die Zuschauer*innen mit ganz konkreten Fragestellungen und neuen, künstlerischen Realitäten [3]. Neben unserem Publikum kamen hier Leute dazu, die sonst gar nichts mit Theater zu tun haben, sondern zufällig vor Ort waren. Und gerade dann wird es wirklich spannend: wenn das Theater seinen Ko-

kon verlässt und raus in die Stadt geht, sich zur Debatte stellt und Menschen zusammenbringt, die sich sonst nie begegnet wären. Stadtentwicklung funktioniert also auch ohne konkret-räumliche Veränderungen: Im atmosphärischen Aufladen und im Erleben und Erinnern von Situationen erfährt der Raum eine Neucodierung, die auch in Zukunft zu einer anderen Identifikation mit dem konkreten Ort führt.↵

3 a,b



↵ Nach Lefèbvre (Lefèbvre 1977) ist Raum kein unveränderbarer, starrer Behälter, indem sich das Leben abspielt, sondern neben seiner physischen Beschaffenheit das Produkt sozialer Praxis. Menschen besetzen Räume mit eigenen Vorstellungen, Erinnerungen und Fantasien. Raum ist somit ein Produkt gesellschaftlicher Prozesse und jede Gesellschaft produziert ihren spezifischen -sozialen- Raum selbst. Die Soziologin Martina Löw führte diese Überlegungen weiter und beschreibt

Raum als eine relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an einem Ort (Löw, Steets, Stoetzer 2008).



3 c

Fasst man den Prozess von Stadt sehen zusammen, liest sich das Projekt wie folgt: Wir begannen mit dem Kennenlernen, schauten uns die Dinge genau an, kristallisierten Themen heraus und machten uns auf den Weg. Im Laufe dieses Prozesses wurden neue künstlerische Formate entwickelt, stießen viele Künstler*innen und (lokale) Expert*innen dazu, fanden unterschiedliche Veranstaltungen und Testphasen statt. Als Abschluss führten wir im Juli 2017 ein mehrtägiges Festival durch, um Die Stadt der Zukunft zu bauen.

Ein klarer Vorteil des Theaters ist, dass es schnell handeln und Situationen einfach behaupten kann. Es kann Ideen weiterdenken, die schon vorhanden sind. Vor allem ist es aber in der Lage, sie dann direkt umzusetzen: Zum Beispiel konnten wir eine viel diskutierte Rheinfähre für die Festivaltage etablieren oder eine rechtsrheinische Stadtbahn bauen, die zahlreiche Menschen schon lange forderten. Wir nutzten Kochen und Essen als kommunikatives Instrument und bauten eine Agora mit unterschiedlichen räumlichen

Situationen und Atmosphären. Die Agora ist ja von jeher ein zentrales Prinzip von Theater: ein Ort, an dem Themen gemeinsam verhandelt und an dem Politik und Gesellschaft gemacht werden. Neben programmatischen und räumlichen Setzungen konnten wir eben dieses Verhandeln im Rahmen von Diskurs-Veranstaltungen generieren.

Die Stadt der Zukunft entstand unter der Mülheimer Brücke – einem äußerst identitätsstiftenden und zentralen Ort für Mülheim, an dem gerade viel in Bewegung ist. Die Brücke soll in Kürze saniert werden und in etwa fünf Jahren fertig sein. Mit unserem Festival wollten wir aber schon vorher einen Ausblick auf eine mögliche Nutzung der Brückeninnen- und Freiräume geben und damit unser gesammeltes Wissen auch für den Planungsprozess während der Sanierung anbieten. Wir wollten vor Ort mit dem Stadtplanungsamt und vielen Aktiven in Köln in den Diskurs treten, um zu überlegen: Was bedeuten Orte eigentlich für uns? Wie können wir das, was wir in Situ gelernt haben, in zukünftige Prozesse einbringen? Und was können wir nach der Sanierung zu diesem Ort beitragen?

Wir sahen das als Teil unserer Aufgabe, da wir als städtische Institution einen guten Zugang zu anderen Ämtern hatten und daher aus einer anderen Position und mit einer anderen Ernsthaftigkeit mit den Verantwortlichen diskutieren konnten. Theater und Kunst können die Rolle der Spinne im Netz übernehmen: Sie können inhaltlich arbeiten und Schnittstellen definieren, aber auch neue Netze zwischen Bürgerschaft, Verwaltung und Kunstschaffenden stricken.⁶ Sie setzen und kommunizieren Themen und Inhalte, die auf dem aufbauen, was vom Stadtteil gelernt wurde. Sie sind in einer strategischen und taktischen Rolle, weil sie ganz konkret eingreifen und die Möglichkeit haben, Dinge erlebbar zu machen. Theater und Kunst können diese Dualität zwischen Institution und Angebundenheit an das große Akteur*innennetzwerk gut ausspielen. Schön ist an dieser interdisziplinären Arbeit, dass man sowohl zwischen unterschiedlichen Rollen switchen als auch die jeweils eigene ›Sprache‹ sprechen kann und so je nach Situation unterschiedliche Personen die Verantwortung übernehmen.

⁶ Mark Granovetter unterscheidet zwischen starken und schwachen Bindungen. Starke Bindungen entstehen durch große Zeitinvestition, Vertrauen in eine Beziehung oder durch emotionale Intensität. Granovetter stellt dabei eine Tendenz zur sozialen Schließung fest und schlussfolgert, dass schwache Bindungen mehr Informationen von außen zirkulieren lassen, da sie als Brücken dienen können. (Granovetter 1973) Ähnlich unterscheidet Putnam zwischen brückenschlagendem und

bindendem Sozialkapital (*bridging* und *bonding capital*). Das brückenschlagende Kapital erleichtert den Zugang zu externen Ressourcen und fördert die Identitätsbildung großer Gruppen. Das bindende Sozialkapital verstärkt die Kohäsion und die Identität kleiner Gruppen.

Theater kann Vehikel sein, aber auch Ermöglicher und lokalen Interessen eine Stimme geben. Theater hat, im Gegensatz zu vielen anderen Stadtmachenden, einen interessenbefreiten Zugang zu lokalspezifischen Themen. Künstlerische Praxis kann Menschen für Themen und Inhalte begeistern, an denen sie erst einmal kein direktes Interesse haben. Vor allem aber kann Theater Geschichten zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erzählen. Mit unserem Projekt Die Stadt von der anderen Seite sehen wollten wir zu dem Menschen dazu bringen Dinge zu vermissen, von denen sie vorher gar nicht wussten, dass diese überhaupt möglich sind. Das ist ein großes und relevantes Ziel und birgt ein riesiges Potenzial: für die künstlerische und theatrale Praxis und für den konkreten Ort Mülheim.

Anmerkung der Herausgeber*innen:
Der Vortrag fand vor Abschluss
des Projektes im Juli 2017 statt und
wurde in Abstimmung mit der
Autorin für die Publikation redak-
tionell überarbeitet.

